



Weder Tropical, noch Island: Gäste eines Spaßbades im Spreewald

# Das Als-ob-Prinzip

Südsee in der Lausitz, tabakfreie Zigaretten, fleischloses Grillgut – wir leben in der Epoche der Surrogate. Warum nur ziehen wir das Nachgemachte dem Echten vor? VON CHRISTIAN SCHÜLE

Nehmen wir an, Sie sind zu einem Grillfest eingeladen. Alle Gäste loben den Geschmack und finden nichts daran, dass Grillfleisch aus Tofu und Würstchen aus Seitan bestehen. Dann wird aus Gründen der Verdauung geraucht. Obwohl kein Tabak verbrennt, steigt Qualm auf, Waldmeister-Aroma breitet sich aus. Zur E-Zigarette wird entkoffeinierter Espresso serviert, gezuckert mit Süßstoffpillen. Schließlich reicht jemand ein Smartphone herum, auf dessen Display Urlaubsfotos mit Palmen, Sandstrand und türkisfarbenem Wasser zu sehen sind – aufgenommen in der Niederlausitz. »Abtauchen im Südpazifik auf einem 200 Meter langen Sandstrand bei 28 Grad Celsius: So werben die »Tropical Islands« in der Nähe von Rietzneuendorf-Staakow, geöffnet täglich von 6 bis 24 Uhr. Die Selfies vor nachgebauten balinesischen Hütten und kubanischen Hotels samt ökoverträglicher Klimaanlage haben einen Sepia-Stich, als stammten sie aus dem Jahr 1962. Auf Instagram kam diese Retro-Bildbearbeitung gut an, es gab Likes im hohen zweistelligen Bereich. Ein Bild des vermeintlichen Grillfleisches wird auf Facebook gepostet, wo der Gastgeber 463 Freunde hat. Er bekundet, regelmäßig in einer veganen Metzgerei einzukaufen. Abgerundet wird der Abend mit Eiscreme aus aromatisiertem Pflanzenöl.

Ist die Szene wahr oder erfunden? Als ob es darauf noch ankäme, in einer Welt der Virtualität, in der vieles nicht mehr das ist, was es zu sein scheint! Tatsache ist: All das ist Realität, steakförmiges Nichtfleisch ebenso wie die E-Zigarette, die Souvenirs aus den künstlichen Tropen wie die auf alt getrimmten Fotos. Ob ein Gebilde aus Tofu zu Recht noch Steak heißen darf oder ein digitaler Unbekannter Freund genannt werden kann, ist nicht nur ein sprachphilosophisches Problem, sondern zeigt vielmehr, dass die grundlegende Frage nach Authentizität und Wahrheit heute schwerer denn je zu beantworten ist. Vieles spricht dafür, dass wir heute in der »Epoche der Surrogate« leben, wie es der argentinische Autor Martín Caparrós in seinem Buch *Der Hunger* diagnostiziert hat.

Vom Surrogat, vom Ersatzstoff als Geschäftsmodell, lebt vor allem die Nahrungsmittelindustrie gut: Süßstoff statt Zucker, Milchpulver im Schokoriegel, Kaffee ohne Koffein, Champagner ohne Alkohol, Butter ohne Cholesterin und sogenannte Analogkäse (in dem nur Palmöl, Wasser, Stärke, Aromakonzentrat und Emulgatoren stecken und der keines natürlichen Reifungsprozesses bedarf). Das geschmacksverwandte Kunstprodukt spart Produktionszeit und -kosten, gewiss.

Aber es geht längst um weit mehr. Tofu-Fleisch und Seitan-Würstchen waren vor 20 Jahren als Spleen einer ernährungspolitisch korrekten Reformhaus-Minderheit belächelt worden, heute sind sie massentauglich (siehe rechts). Es sind Beispiele

für einen sozioökonomischen Modus Operandi, den man das Als-ob-Prinzip nennen könnte. Es wirkt keineswegs allein beim Essen, sondern scheint zum prägenden Muster der spätmodernen Gesellschaft zu werden, in der die Menschen mittels Imitation oder Simulation dem Ersatz eine ebenso hohe Priorität einräumen wie dem Original.

Warum greifen Menschen zum Als-ob-Surrogat, selbst wenn sie – wie im Falle des Steaks, der Zigarette oder des Kaffees – das Original haben könnten? Womöglich, weil das Original ungesund ist oder ethisch unkorrekt wäre oder im Moment nicht erschwinglich ist; womöglich aber auch, weil schlicht die Zeit zur Erfahrung des Echten fehlt. Wer lieber im heimischen Beach-Club statt in der Karibik ausspannt, der spart Flugkosten, Zeit und Urlaubstage, muss keinen Jetlag, Sandflohbiß oder Sonnenbrand fürchten und hat dennoch ein paar erholsame Chill-out-Stunden. Und wer den realen Mauritius-Effekt nicht leibhaftig erfahren kann, erfährt eben den simulierten Tropen-Effekt im leibhaftigen Spreewald. Die Vorstellung eines Ortes, scheint es, ist wichtiger geworden als der erlebte Ort selbst.

## Die romantisierte Scheinwelt der Urlaubsorte bringt auf Facebook Prestige-Punkte

Schlägt sich das in den Prioritäten deutscher Urlauber nieder? Im Großen nicht, sagt der Kieler Psychologe Martin Lohmann, Leiter des Instituts für Tourismus- und Bäderforschung in Nordeuropa, der seit Jahrzehnten das Reiseverhalten analysiert. Wer es sich leisten könne, bevorzuge noch immer das Original. Im Kleinen aber schleicht sich der Surrogat-Modus überall ein. Am Urlaubsort, sagt Lohmann, lassen wir uns gerne eine real nicht vorhandene Idylle vormachen – Potemkinsche Dörfer, in deren Hauptstraßen der freundliche italienische Fischer seinen Fang zeigt oder die griechische Taverne mit aufgehängten Oktopussen just jenes Ambiente inszeniert, welches das Stereotyp verlangt. Der Südländer liefert, was der Nordländer wünscht. Die romantisierte Scheinwelt, mit der Letzterer sich dann auf Facebook Prestigepunkte sichert, verschweigt, dass der Einheimischen echtes Leben oft von Geldnot, Härte und Arbeitslosigkeit geprägt ist. Womöglich stammt der appetitlich ausgelegte Fang gar nicht aus dem leer gefischten Meer vor Ort, sondern vom Großmarkt, als Beute irgendeiner Hochseeflotte.

In der Multioptions-Gesellschaft samt all ihren kulissenhaften Unschärfen und inflationierten Wahlmöglichkeiten, wie der Schweizer Soziologe Peter Gross unsere Lebenswelt bereits 1994 umschrieben hat, stehen selbst die Originale unter Schein-Verdacht.

Für Authentizität und Originalität müsste man sich auf einen oft langwierigen und nachhaltigen Erfahrungsprozess einlassen, dessen Ergebnis weder steuer- noch berechnen- und oft nicht kontrol-

lierbar ist. Im Als-ob-Modus ist man der mühsamen Suche nach dem Echten von vornherein enthoben. Der Als-ob-Modus gründiert eine Lebenswelt, in der sich die Menschen – auch als Reaktion auf die steigende Zahl an Reizen und Impulsen im Alltag – zunehmend im Konjunktiv organisieren: vielleicht, vielleicht nicht, jederzeit flexibel, ohne Verbindlichkeit, ohne Gewähr. Durch Surrogat und Als-ob-Prinzip entzieht man sich Festlegung und Kontrolle, Rechenschaft und Verantwortung. Ist der Zeitgenosse daran selbst schuld?

Ja und nein. Er ist zugleich Täter und Opfer, Nutzer und Benützer einer technologischen Entwicklung, die den Als-ob-Modus in den vergangenen Jahren entscheidend forciert hat. In ihren Studien zur Interaktion von Mensch und Technik hat die Wirtschaftspsychologin Sarah Diefenbach von der Ludwig-Maximilians-Universität München die steigende Verlagerung des realen Erlebens in den digitalen Raum eingehend analysiert. »Untersuchungen zeigen, dass wir mittlerweile mehr mit Menschen schreiben als reden; die authentische, direkte Kommunikation verlagert sich in Chats, auf Foren oder Plattformen wie Facebook mit Personen, die man zum Teil gar nicht kennt.« Diese Selbstdarstellung führe zur Schönung des eigenen Selbst, die mit der real existierenden Wirklichkeit der Person oft nichts mehr zu tun habe.

Das momentane Erlebnis, ein schöner Sommertag am See etwa, wird gleich schon von dessen digitaler Verarbeitung überlagert: Nicht mehr das Glück im Augenblick erhält Wert und Bedeutung, sondern die Nachbearbeitung des Ereignisses selbst wird zum Glückserlebnis. Der Als-ob-Modus führt zu einer Verselbstständigung einer Spirale aus Belohnung, Belohnungsbedürfnis, erneuter Befriedigung des Belohnungsbedürfnisses und so fort. »Es ist ein großes Problem, dass die neuen Technologien dabei unsere sozialen Normen aufweichen und so grundlegende Dinge wie Zuhören, Ausreden lassen oder den Respekt gegenüber anderen zerstören«, resümiert Diefenbach, »man übernimmt die Angebote der Technik, ohne sich zu fragen: Was will ich wirklich, und wie gehe ich mit meinen Mitmenschen um?«

Natürlich lässt sich hier eine offenbar anthropologische Grundkonstante erkennen. Schon im Ägypten des vierten Jahrtausends vor Christus lassen sich Surrogate nachweisen. So hat man vor vielen Jahren bei Abusir el-Meleik schwarz-weiß gefleckte Tongefäße ausgegraben, die offensichtlich Imitationen von wertvolleren Steingefäßen mit demselben Muster waren – ein wenig so, wie heute Fototapeten den Anschein teurerer Materialien erwecken (siehe rechts). »Nicht als ob das Bestreben, teurere Stoffe durch billigere oder leichter zu bearbeitende von gleichem Aussehen zu ersetzen, früher unbekannt gewesen wäre«, kommentierte 1912 der Kunsthistoriker Gustav Edmund Pazaurek in seinem Buch *Guter und schlechter Geschmack im Kunstgewerbe*.

Mit erstaunlichem Weitblick erkannte Pazaurek damals schon den zunehmenden Trend zur Imitation in der Moderne:

»Wenn sich unsere Zeit mit so appetitlichen Problemen befasst wie mit der Herstellung von Butter aus Petroleum und von Schnaps aus Fäkalien, dann verdient sie ohne Zweifel die wenig schmeichelhafte Bezeichnung der Epoche der Surrogate. Die geradezu staunenswerte Entwicklung der Technik und noch mehr die riesigen Fortschritte der Chemie haben als unerwünschte Nebenerscheinung eine Surrogatwirtschaft großgezogen, wie sie in diesem Umfange keine Zeit vor uns kannte.«

Was würde Pazaurek wohl heute sagen, da die Digitalisierung alle Prozesse hochgradig beschleunigt hat und das Volumen des Wissens die Komplexität der Sachverhalte derart hat anwachsen lassen, dass für die Suche nach dem Echten, Ursprünglichen kaum noch Zeit bleibt. Der Einzelne ist getrieben von Stress und Konkurrenzdenken in hochkompetitiven Ballungsräumen, und der hohe Aufwand an alltäglicher Realitätsbewältigung lässt reale Erfahrungen oft gar nicht mehr zu.

Delegation und Verlagerung sind der Kern des Als-ob-Modus. Wer den Kitzel einer Kletterpartie erleben will, aber dafür keine Zeit hat oder das Risiko eines realen Absturzes scheut, klettert mit Datenbrille in die virtuelle Realität (siehe rechts). Solche Anwendungen zielen auf bestmögliche Reduktion von Gefahr bei höchstmöglicher Erlebnisverdichtung und bedienen die zunehmende Sehnsucht nach totaler Sicherheit. Und je brüchiger das Sicherheitsgefühl in der realen Welt wird, umso attraktiver erscheint uns das Als-ob.

## Gesundheitsreligiöser Fanatismus fragt nicht mehr, wofür es sich eigentlich zu leben lohnt

Nahezu alle Beispiele der »Epoche der Surrogate« lassen sich auf eine zentrale Formel reduzieren: Optimierung durch Vermeidung – einerseits von Kosten und Zeitaufwand, andererseits von Schmerz, Leid und Risiko bei gleichzeitiger Optimierung von Gesundheit und Genuss. Süßstoff ist gestünder als Zucker und trotzdem süß, E-Zigaretten sind schadlos und ermöglichen dennoch den Nuckeleffekt. Und wer sich für eine Party kurzzeitig per Kochsalzinjektion die Brüste vergrößern lässt (was durchaus praktiziert wird), will sich eben keinem möglichen Scheitern, keiner Zurückweisung, aber auch keiner irreversiblen Festlegung aussetzen und dennoch erotische Aufmerksamkeit erregen. Fleischimitation mittels Tofu oder alkoholfreier Champagner sind Beispiele einer an reiner Funktionalität ausgerichteten Askese, die mit christlicher Religion nichts, mit weltlicher Optimierung alles zu tun hat. Der österreichische Philosoph Robert Pfaller diagnostiziert bereits die wohlüberlegte »Lust-Vermeidung« als Grundzug der Gegenwartskultur. Deren Mitglieder fragten vor lauter »gesundheitsreligiösem Fanatismus« und

Verängstigung gar nicht mehr, wofür es sich zu leben lohnt und was sie vom Leben haben möchten.

Andererseits lässt das Surrogat ein Hintertürchen offen; das Leben im Konjunktiv erlaubt den Traum, immer noch eine Möglichkeit zu haben. Wer das Original probiert, hat es ein für allemal verbraucht. Solche Endlichkeit zu akzeptieren ist eine zunehmend schwieriger werdende Herausforderung für Menschen, die sich durch die immer wiederholten Erzählungen vom unendlichen Wachstum selbst weismacht haben, das Leben ständig reproduzieren zu können.

*Corriger la fortune*, das Schicksal korrigieren – mit diesem Wahlspruch huldigt die aufgeklärte Menschheit seit gut 250 Jahren dem mechanistischen Menschenbild des französischen Arztes, Atheisten und Philosophen Julien Offray de La Mettrie. Der Geist des nützlichkeitsorientierten Materialismus steuert bis heute das Denken und Handeln der Menschen westlicher Gesellschaften: für jeden Defekt eine Pille, für jeden Schmerz eine Spritze, für jede Störung eine Therapieform. Schwächen, Scheitern und Schmerzen gilt es nicht mehr zu ertragen, sondern möglichst präventiv zu verhindern. Wer trotz möglicher Korrekturen scheitert, versagt, erkrankt oder untergeht, hat vor dem Hintergrund dieser Logik sein Schicksal selbst zu verantworten.

Da könnte der Als-ob-Modus ja doch eine geradezu kluge Strategie sein, mit der Inflation der – oft konkurrierenden – Ansprüche an das eigene Leben umzugehen. Die Religionspsychologie bietet für die Bewältigung der widersprüchlichen Wirklichkeit den schönen Begriff »Coping« (engl. Bewältigung) an. Will heißen: Wer sich in einer transzendenten Heimat zu Hause fühlt, wird mit den Zumutungen und Bedrohungen des irdischen Alltags besser fertig. Und eine transzendente Heimat ist ja nichts anderes als ein in die Spiritualität verlagertes Als-ob-Reich. Man führt sein Leben, *als ob* es eine weitere Dimension hätte. Deshalb glaubt der Mensch ja auch: Weil er vertrauen muss, um zu überleben; für ein gutes Leben kann man das Vorhandene nicht permanent infrage stellen.

Da der heutige Mensch meist nicht mehr an Götter glaubt, drängt sich ihm der Glaube an das Surrogat auf, weil es Wohlbefinden, Lust und Erlösung auf einer anderen Ebene verspricht. Wollte der Zeitgenosse permanent auf unbedingter Originaltreue bestehen, müsste er sich krebserregender Sonnenstrahlung aussetzen, hätte er für handgeschöpften Mozzarella aus der Emilia-Romagna teuer zu bezahlen und möglicherweise die demütigende Erfahrung eines erotischen Desasters zu ertragen. Was erst der Anfang eines surrogatfreien Lebens wäre, denn er müsste sich mit hohem Sachverstand zu jeder Zeit an jedem Ort über alle Details jedes Produkts allzeit kundig machen.

Als ob das wünschenswert wäre.



Weder Fleisch, noch Fisch: Vegetarisches und veganes Grillgut

## Als-ob I: Berg falsch, Schweiß echt

Eine digitale Kletterwand in der virtuellen Realität lehrt schnell, was am Freiklettern Sport ist und was Kopfkino **VON STEFAN SCHMITT**

Von Berg und Fels ist der moderne Climber natürlich längst emanzipiert. Klettersport, diese maximal vertikale Form der Fortbewegung, betreiben die meisten heute mitten in der Großstadt: festgeschraubte Griffe an einer Wand, unten dicke Turnmatten, oben summt die Lüftung der Kletterhalle. Mit etwas Glück gibt es an der Bar Rivella oder Almdudler.

Man könnte also sagen: In der Natur entstanden, für die Halle umgeformt, ist Klettersport per se ein Als-ob-Erlebnis. Eine Reduktion aufs Wesentliche. Jetzt aber wurde das Klettern weiter abgespeckt – und zugleich aufgemotzt. Als Videospiele-Realität, in die man virtuell eintaucht.

*The Climb* heißt das Spiel, »der Aufstieg«. Entwickelt wurde es von der Frankfurter Firma CryTek für die virtuelle Realität (VR), im Online-Store des VR-Herstellers Oculus und verkauft es sich besser als jedes andere Spiel. Oculus' unförmige Brille mit zwei Monitoren erzeugt räumliche Bilder vor den Augen des Spielers.

Los geht's in einer digitalen Version der berühmten Halong-Bucht. Überwucherte, schroffe Felsen wie bei James Bond, sanfte Meeresdünung wie aus dem Vietnam-Reisekatalog, Libellen und Schmetterlinge wie aus dem Tropenhaus. Und die ganze Szene bewegt sich, sobald ich meinen Kopf drehe. Hoch, runter, einmal um die eigene Achse: ein Anblick, wie er sich einem

Kletterer bieten würde, der auf einem Holzpodest am Fuß der Felsen stünde. Ihn spiele ich.

Von meiner Figur sehe ich nur die Hände, in mein Gesichtsfeld eingeblendet, als seien es meine eigenen. Aus der Wand schauen Vorsprünge und Spalten hervor. Wohin ich schaue, wenn ich den entspre-



VR-Spieler mit Datenbrille von Oculus

chenden Knopf des Controllers drücke, dahin greifen die virtuellen Hände, ziehen mein Kletter-Ich empor. Links, rechts, links und regelmäßig verschnaufen.

Für dieses Spiel müsste man sich eigentlich nicht groß bewegen. Den Kopf drehen, die Knöpfe des Controllers drücken, fertig. Tatsächlich aber gehe ich nach den ersten paar Griffen voll mit: lehne mich zur Seite, um näher an den nächsten Griff zu kommen; strecke mich nach oben; gehe auf die Zehenspitzen und versuche mein Becken nach

an die Wand zu drücken, so wie ich es einst im Kletterkurs gelernt habe, obwohl nichts davon für die Spielsteuerung nötig wäre. Und als mein Avatar zum ersten Mal entkräftet abrutscht und in die Halong-Bucht stürzt (die vor dem Aufschlag ausgeblendet wird), spanne ich den ganzen Körper an. Von den Lauten, die ich ausstoße, mal ganz zu schweigen ... Oben, am Ende einer Route, wie ich sie real nie gemeistert hätte, jubele ich unwillkürlich.

Voller Skepsis war ich nach Frankfurt gefahren: kaum vorstellbar, etwas so Körperliches in die Digitalwelt umzusetzen! Wie bekommt man den Klettersport in den Computer? – Aber das ist die falsche Frage. Vielmehr geht es ja darum, das Als-ob-Gefühl im Kopf zu erzeugen.

Bald versuche ich sogar Sprünge, die ich mir in der Realität auch fest angeseilt nie zugetraut hätte. Ein roter Holzbalken vor mir überspannt einen Abgrund. Ich hangele, er knackt, gibt ein paar Zentimeter nach. »Alter!«, entfährt es mir. Ich wische meine echten Hände am T-Shirt ab.

Dabei habe ich keinen Höhenzenti-meter überwinden, stehe sicher auf festem Boden, und meine Arme müssen nicht mehr tragen als die 500 Gramm des Spielcontrollers. Trotzdem ist das Steuergerätschen schweißnass. Ich umklammere es so fest, dass ich meine, das Plastik knacken zu hören. Mir ist heiß, und ich atme schwer. Genauso, als ob

## Als-ob II: »An der Wand imitieren«

Die Fototapete kommt zurück, sagt der Tapeten-Experte Karsten Brandt, und zwar mit realistischen Täuschungen

**DIE ZEIT:** Früher waren sie der letzte Schrei: Tapeten mit Tannen, Strandidyll oder romantischen Sonnenuntergängen. Ist so etwas heute noch gefragt?

**Karsten Brandt:** Diese klassischen Motive aus den siebziger Jahren sind etwas aus der Mode gekommen. Ganz generell waren ja Tapeten lange nicht mehr gern gesehen. Viele bevorzugten eher einfache, schlichte Wandfarben. Doch nun beobachten wir seit ein paar Jahren: Das ändert sich wieder.

**ZEIT:** Die Fototapete ist wieder da?

**Brandt:** Viele Anbieter setzen wieder auf Fototapeten. Das tun sie ja nur, wenn es eine Nachfrage gibt.

**ZEIT:** Wie erklären Sie sich das?

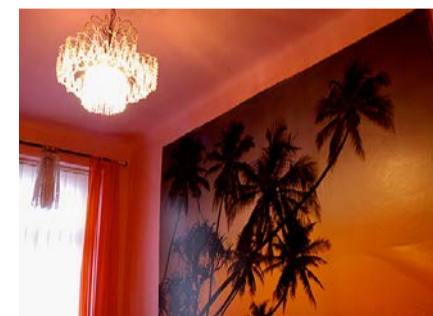
**Brandt:** Früher konnte man sich zwischen drei Motiven entscheiden: Palmenstrand, Sonnenuntergang, Wald, fertig. Die wurden dann in Massen produziert, und jeder hatte das gleiche Motiv an der Wand. Heute gibt es unzählige mögliche Bilder, und es ist viel leichter, Fototapeten zu drucken – auch per Netz mit eigenen Fotos.

**ZEIT:** Und was ist auf diesen Fotos zu sehen, die traute Familie etwa?

**Brandt:** Naturmotive gehen natürlich immer, beliebt sind etwa Landschaften, die man selbst im Urlaub aufgenommen hat. Aber der Haupttrend geht aktuell in Richtung Fotorealismus: Kunden wollen lieber andere Dinge an der Wand imitieren, etwa volle Bücherregale oder bestimmte Werkstoffe wie Textilien, Holz, Steinwände oder Beton.

**ZEIT:** Sie meinen, man simuliert im Neubau eine schöne alte Fachwerkwand? **Brandt:** Warum nicht? Mittlerweile sind die Druckverfahren ja so gut, dass man sogar eine aufgedruckte Struktur in gewissem Maße nachempfinden kann.

**ZEIT:** Aber mal ehrlich: Eine echte Bücherwand ist doch was ganz anderes!



Optische Täuschung

**Brandt:** Das stimmt, aber man muss auch sehen: Eine Tapete anzukleben ist mittlerweile sehr einfach. Die Wände richtig zu verkleiden oder echte Bücher zu sammeln ist demgegenüber nicht nur aufwendig, sondern auch teuer und langwierig.

**ZEIT:** Wo finden sich solche Fototapeten denn besonders häufig?

**Brandt:** Insbesondere in Hotels, Geschäften oder Restaurants. Dort lässt sich mit solchen Tapeten recht leicht eine bestimmte Stimmung erzeugen.

Das merkt man übrigens auch im privaten Bereich: Für ihr Schlafzimmer wählen Menschen gern ruhige Motive, etwa einen Wald; in der Küche sind vor allem Food-Motive beliebt. Innenarchitekten versuchen in diesen Bereichen mithilfe von entsprechenden Tapeten oft eine wohnliche Atmosphäre zu schaffen. Obwohl sie solche Surrogate eigentlich nicht sonderlich mögen ...

**ZEIT:** Warum nicht?

**Brandt:** Viele Innenarchitekten wollen lieber den echten Stoff, nicht etwas Nachgemachtes, das nur so ähnlich aussieht. Wer einen Raum allerdings häufig umgestalten muss, freundet sich dann doch mit der Tapete an.

**ZEIT:** Wie wäre es mit digitalen Tapeten, die auf Knopfdruck das Motiv ändern können? Das würde die Sache ja noch einfacher machen.

**Brandt:** Tatsächlich gibt es schon Überlegungen in diese Richtung. Bisher sind sie aber noch nicht ausgereift – es sei denn, Sie wollen sich einen großen Bildschirm an die Wand hängen. Doch auch in unserem Bereich gibt es interessante Entwicklungen: etwa Tapeten, in die Leuchtfäden eingewebt sind. Die Tapeten wirken in dunkleren Räumen wie ein funkelnder Sternenhimmel an der Wand.

Das Gespräch führte **Lara Malberger**

Karsten Brandt ist der Geschäftsführer des Deutschen Tapeteninstituts

## Als-ob III: Wann ist Seitan eigentlich medium?

Vegetarisches und veganes Grillgut führt inzwischen jeder Supermarkt. Was aber macht das Fake-Fleisch aus dem Grillen? **VON JOHANNES MITTERER**

Die Grillsachen sind auch gut gewürzt«, sagt der Verkäufer in dem kleinen veganen Supermarkt. Sein Kühlregal bietet die sauber aufgerollte »Veganwurst Grill-Schnecke«, der »Grill-Mix vegan« enthält Pfeffersteak, Bratwürstchen und Chorizo aus Seitan, dazu ein »Veggie-Rindersteak« und allhand Pendanten zu Nackensteaks und Bratwürsten. Allesamt bratfertig, zum Teil mariniert, eingeschweißt – und garantiert ohne Fleisch.

Offenbar sehnen sich selbst Menschen, die auf Fleisch verzichten, ab und zu nach altbekannten Sinnesindrücken und Ri-

tualen aus karnivorischen Zeiten. Kann das funktionieren? Zeit für einen Selbstversuch.

Über der Michelwiese in der Hamburger Neustadt wabern Rauchschwaden von zahlreichen Kohlehaufen. Die Frage »Fleisch oder nicht Fleisch?« rückt hier erst einmal in den Hintergrund, wenn das gesellige Streiten am Grill beginnt. Endlich ist der Grill einigermaßen heiß, es kann aufgelegt werden.

Scheren schneiden in Vakuumbbeutel, Seitanbratwürste flutschen aus Packungen, Grillzangen greifen nach fleischlosen Steaks. Aber nichts zischt auf dem Rost, nichts tropft in die Glut und erzeugt schädlichen

Qualm. Das Pflanzenfleisch ist zu trocken, allein die Bratwurstschnecke beginnt leicht zu schwitzen. Das Westernsteak wird still und heimlich dunkelbraun, die Würstchen ziehen leise nach, ohne zu platzen und ihr Fett auf der Glut zu verspritzen. Der Grill ist zum Backofen geworden.

Das Westernsteak und die Würstchen haben tatsächlich eine braune, brotähnliche Kruste gebildet, und so schmecken sie auch. Immerhin die innere Konsistenz erinnert entfernt an echte Würstchen, so dass die Frage, was da eigentlich genau drin sei, gerne übergangen wird. Dann steigt die Nervosität: Das Rindersteak ist

an der Reihe. Jetzt bloß das teure Edelteil nicht vergrillen! Laut Verpackung soll das Stück Pflanzenfleisch scharf oder medium angebraten auch beim BBQ überzeugen. Medium eigentlich medium? Und wie wird ein Stück Pflanzenfleisch, das laut Verpackung schon vorgegart ist, überhaupt wieder medium? Gibt es ein Rückwärtsgaren?

Dafür zischt und qualmt es endlich, als die bei Rewe nachgekauften (leider nur noch vegetarischen) Filets aus Milch den Rost berühren. Direkt kommt Grillfeeling auf, leider nicht mit ganz reinem Gewissen: Als die orange leuchtende Ma-

rinade in die Glut tropft, entstehen prompt – krebserregende? – Rauchschwaden. Als sich eine Fliege in die Marinade verirrt, droht dem fleischfreien Grillvergüngen Tier. Ein wenig Starthilfe, dann steigt sie wieder in die Lüfte.

Das Veggie-Rindersteak bleibt äußerlich weitestgehend unverändert, irgendwann ist es heiß, aber die beliebten Steakmerkmale »außen kross, innen saftig« sucht man vergebens. Die eingearbeiteten Shiitake-Pilze geben ihm zwar Würze und eine leicht zähe Struktur, kurz denkt man beim Kauen sogar an Fleisch, aber leider nur an schlechtes. Am nächsten dran am fleischigen Vorbild ist das

Filetsteak aus Milch, unter der Marinade ist es strahlend weiß und leicht krümelig. So schmecken die Hühnerruggets bei McDonald's, bevor das Pressfleisch durch Filetstücke ersetzt wurde.

Am Ende kann man feststellen: Fleischloses Grillen ist eigentlich nicht viel anders als Fleisch grillen – wenn man einmal vom Essen absieht. Vielleicht hätte man das Ganze nur mit mehr Bier ablösen müssen?

Für Johannes Mitterer war dies der erste Ausflug in die vegane Grillwelt. Er ist Redakteur beim Fleischfreunde-Magazin »BEEF!«